

## Georg Brittings Hamlet-Roman

Zum Lobe des neuen Buches *Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß* von Georg Britting, läßt sich kaum etwas Besseres sagen, als daß man nach der Beendigung seiner Lektüre sogleich Lust verspürt, mit dem Ganzen noch einmal von vorne zu beginnen. Denn es ist eine von den ganz wenigen Dichtungen aus unseren Tagen, die man aufschlagen kann, wo man will: immer wird man sich unwiderstehlich angezogen und in die innerste Mitte des Daseins versetzt fühlen, eben weil es eine echte Dichtung und kein Literatenstück ist, auch dort, wo der Text nur wie an seinem Rande zu spielen scheint. Dabei ist von Dingen die Rede darin, die mit unserem eigenen oder dem Leben unserer Zeit zunächst gar nichts zu schaffen haben. Dieser Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß, begibt sich ja in der Tat in einem sagenhaften Dänemark zu Zeiten des Königs Claudius; doch dies und ein paar Namen außer dem des Polonius und der Ophelia etwa und die Ähnlichkeit von ein paar äußerlichen Zusammenhängen sind schon alles, was dieser Hamlet mit dem Shakespeareschen gemein hat, - und vielleicht war es sogar die einzige Bemerkung in jenem Stück, daß nämlich der Prinz fett geworden sei, die Georg Britting zu seinem ebenso wunderlichen wie wunderbaren Gedicht in Prosa angeregt hat. Bei ihm wird der Prinz immer nur fetter, aber er bleibt am Leben. Er siegt in einer großen Schlacht gegen die Norweger, wird König, dankt ab und zieht sich am Ende, fast unbeweglich vor Dicke, aber vielleicht auch fast weise geworden, in ein Kloster zurück.

Auch im übrigen ist alles Georg Brittings eigene Welt in diesem Buch. Es ist eine Welt, die wir aus seiner Lyrik und aus mancher seiner Erzählungen schon in etwa kennen: keine sonderlich gute und auch beileibe keine glückliche, aber eine furchtbar lebendige Welt, unaufhörlich wuchernd und sich

verwandelnd, sich selbst verschlingend und sich selbst ewig erneuernd, kein Garten, sondern ein Urwald. Auf die Formen ihrer Darstellung hin betrachtet gibt sie sich als ein geheimnisvolles Miteinander und Ineinander von Bändigung und Grenzenlosigkeit, dem großen Rasenstück des Albrecht Dürer vielleicht vergleichbar, oder auch, mit dem krausen Humor und der tiefsinnig-spielenden Zueinander-Ordnung des eigentlich Gegensätzlichen und Anderweitigen, seinem Rankenwerk zu dem Gebetbuch des Kaisers Maximilian. Vergleichbar noch in einem anderen Sinne: denn Britting hat in der Tat die Augen eines Malers. Begabt mit einem Sehvermögen, das an Schärfe, an Genauigkeit und auch an Eigentümlichkeit der aufgesuchten Ansichten seinesgleichen in dem neueren Schrifttum kaum irgendwo findet, geht er in allen seinen Gedichten immer von der äußeren Gestalt aus, ja er scheint, auch in diesem umfangreichen und gesättigten Lebenslauf, nichts als diese zu geben. Aber er gibt sie bei aller Fülle und bei allem schöpferisch verliebten Aufwand von Farben und Formen nicht wahllos, sondern mit der untrüglichen Bedachtheit auf das Wesentliche, das Bedeutende, das Zweisinnige eines Dinges, einer Person, eines Vorganges. Auf diese Weise gelingt es ihm, zu erzählen, wo er nur zu malen scheint, wird eine Folge erlesen farbiger Bilder zum echten Gedicht.

Zweierlei Arten des Zusehens sind indessen bei ihm deutlich zu unterscheiden. In Anbetracht vieler Gedichte der Droste-Hülshoff ist einmal bemerkt worden, es sei eben die besondere Art der Kurzsichtigen, alles aus der dichtesten Nähe zu betrachten und einen Laufkäfer beispielsweise auch einmal ganz außerhalb seines Verhältnisses zu den Maßen anderer Dinge zu begreifen und gelten zu lassen. Aber diese Sehweise, - und es ist auch die eine der von Britting bevorzugten - ist wohl nicht so sehr eine Eigenschaft der Kurzsichtigen und damit gewissermaßen »erklärt«, was heute allzuoft auch schon verdächtig heißen will, sondern vorzüglich eine der Dichter. [...]

Mit dieser Eigenschaft des Nahesehens geht bei Britting ei-

ne andere, ihr gerade entgegengesetzte, auf das glücklichste zusammen. Es ist die Fähigkeit, alle Dinge und Begebenheiten zugleich aus einem letzten Abstand heraus zu betrachten, nicht anders, als blicke ein Wesen überpersönlicher Art auf das Treiben einer Welt herab, die es zwar liebt, kummervoll vielleicht und wissend liebt, in die es aber selbst nicht mehr verstrickt ist, weshalb es auch weder Partei ergreift noch sich zum Richter bestellt. Das ganz und gar Eigentümliche an Brittings erzählerischem Stil ist nun, wie er sich dieser beiden Möglichkeiten wechselnd bedient, und wie er den Leser bald mitten hinein und hindurch durch das Dickicht seiner Erde lockt, mit allen Sinnen, allen ihren Erscheinungen empfindend und genießend zugewandt, - und wie er ihn gleich danach den Mond selber spielen läßt, der hoch von oben herab alles bescheint, oder sonst eine Art von wissendem Gestirn oder unsichtbar allgegenwärtigem Element, das nicht einmal der Zeit untertan erscheint, und die Verwandlungen langer Fristen in einem einzigen Augenblick zu begreifen mächtig. So zerfällt und verkommt Opheliens Haus vor unseren Augen; in einer unvergeßlichen Schilderung zerstören es Regen und Wind, und das Unkraut verschlingt es und der Wald, den Elementen zurückgebend, was ihnen immer gehörte.

Von Hamlets Gemütsart nun und innerem Leben, da er doch schuldig ist an Opheliens Tode, nicht unschuldig am Tode manchen Mannes, Salonsons zum Beispiel, den er mit Zureden aus der Welt nötigt wie hernach den Mörder seines Vaters mit Zutrinken und Zuessen, - von seiner inwendigen Beschaffenheit also und seinen Gedanken etwa über Gott und seine Welt erfahren wir bei einer solchen Darstellungsweise unmittelbar kein Wort. Wir erfahren auch von seinen Taten nicht sehr viel und von irgendeiner spannenden Fabel, fortlaufend durch das ganze Buch und Taten gegen Taten, Herz gegen Herzen setzend, ist nicht die Rede. Es wird auch nur das Allernotwendigste gesprochen, karg und lakonisch sind die Gespräche, und das, was die Gestalten der einzelnen Bilder bemerken. Vor allem sagen sie nie etwas über sich selber,

und der Dichter hält es mit ihnen nicht anders, spricht keine Silbe über ihre Abkunft, Lebensart und ihren Charakter. Aber gleichwohl erscheinen sie alle so deutlich und so federnd und prall von Leben, daß wir sie sehr genau erkennen und durchschauen in der Ganzheit ihres Daseins, - wie wir auch einen stummen Schauspieler etwa, wenn anders er seinen Namen verdient, aus seinem bloßen Auftreten als einen wahren Menschen zu durchschauen, als unseresgleichen zu erkennen vermöchten.

Natürlich ist auch das eine Sache des Vortrages und eben die höchst persönliche Sprache Brittings, die Gespanntheit und Geladenheit auch des einzelnen Wortes und Satzes bei ihm, sie ist es, die den Leser unwiderstehlich verzaubert und in Bann hält. Dabei ist es, ungeachtet aller Eigentümlichkeit, ja Kühnheit des sprachlichen Ausdrucks, ein Vortrag von äußerster Zurückhaltung, der nichts so sehr scheut wie das große, pathetische Wort und das Verraten mächtiger Empfindung. Auf eine fast wunderliche Art, die maniert erscheinen könnte und ermüden würde, wenn sie nicht gerade als der aller-unmittelbarste Wesensausdruck des Autors immer wieder zu erregen und zu fesseln vermöchte vom ersten bis zum letzten Satz des Buches, näht er seine Sätze zusammen: zwei Stiche vor und einen aufnehmenden und verstärkenden zurück. Oftmals scheint er dabei mit dem Anerbieten der verschiedensten Beiworte für den gleichen Verhalt dem Leser die Auswahl des Passenden zu überlassen, als vermöge er, der Autor, die ganze Sache nicht recht wichtig zu nehmen. Auch die entscheidenden Ereignisse, und mit Vorliebe diese, erzählt er in dem gleichen gewissermaßen beiläufigen, etwas verlegenen, etwas zaudernden Ton, den immer wieder ein grimmiges Auflachen unterbricht, als sollte nur ja keiner auf den Gedanken an ein tieferes, innigeres Leiden des Dichters an seiner Welt und seinen Geschöpfen geraten. Denn hinter der krausen Verspieltheit, der scheinbaren Beiläufigkeit des Vortrages, hinter dem grimmigen und beißenden Witz seiner Fragen an den Leser und Bemerkungen zur Sache verbirgt sich Trauer und Schmerz. Dieser Lebenslauf ist ein tief melancholi-

sches, bei aller Spaßigkeit ein pessimistisches Buch. An seinem Ende ist alles nicht so wichtig, nicht so ernsthaft, sondern alles vergänglich, alles irdisch, alles eitel, vergeblich, sterblich gewesen, und der alte König Hamlet, abgedankt und entsagend in seinem Kloster, er drückt das Licht aus, das in seiner Zelle brennt, »wahrscheinlich, um die Sterne besser zu sehen«.

Und doch hat das Buch mit dem bloß nüchternen Skeptizismus unserer Tage, der gleich überhaupt nichts mehr gelten lassen will und noch das währende Ereignis, es sei, von welcher Art es wolle, schon verdächtigt und beschimpft, nur weil es sich eben ereignet, nichts gemein. Zwar ist beispielsweise »im Feldlager vorn« auch die Schlacht um die Norweger Schanze angeschaut, als blicke eine grausam unbeteiligte Gottheit auf ein wunderbar buntes, wunderbar bewegtes Spiel, das sie sich mit all ihrem Blut und Tod zu keinem anderen Zweck aufgeboden hat als zu ihrer spielenden Unterhaltung. Und dennoch erscheint nichts in diesen Kriegskapiteln eigentlich nur töricht oder aberwitzig, sondern alles, was sich da begibt, hat gleichzeitig seinen furchtbaren irdischen Ernst, - und wäre es kein anderer, als daß Männer dies alles ernst nehmen und im Ernste mit ihrem Leben dafür bezahlen.

Es sind Kapitel aus einem sagenhaften, verschollenen Krieg, in welchem mit sagenhaften Waffen und Methoden gekämpft wird. Aber weil sie ein Dichter schrieb, so sind es zugleich Kapitel aus jedem vergangenen Kriege, und sie könnten, mit ganz geringfügigen Änderungen, in einem Buch aus dem Weltkrieg stehen. Das wäre dann der allerbesten eines, denn man wird aus dem Berg der Weltkriegsliteratur kaum zwei oder drei hervorziehen können, in welchem ein Angriff und alles, was ihm vorangeht und folgt, mit einer solchen Anschaulichkeit und Eindringlichkeit und zugleich mit einer solchen Überlegenheit beschrieben worden ist.

Was von diesen Kriegskapiteln gilt, daß sie nämlich zugleich in der sagenhaft fernsten wie in der allerjüngsten Vergangenheit, oder sagen wir getrost Gegenwart, sich bege-

ben, das gilt von dem ganzen Gedicht. Auch wo es von der Abgelegenheit und der Verwunschenheit erzählt, von dem Wildgarten und Haus, darin der Knabe spielt, von dem Zimmer mit den Hofdamen, vom nächtlichen Gemach der buhlerischen Königin, von Schranzen und Drückebergern im Feldlager vorn und hinten, von Käuzen und Narren, von einem geköpften Hahn und einer toten Katze, oder auch von toten Männern, die am Ende doch vergessen werden, der eine sogleich und der Vielgeliebte ein anderes Mal, aber doch, weil es nun einmal auf dieser Welt nicht anders zugeht, - immer meint es und trifft uns selber. Aus keinem anderen Grund vermag es uns auch zu erkennender Freude und zu tiefer erkennender Wehmut zu stimmen.

Vielleicht beruht das darauf, daß hier das Leben einmal wieder nicht zerdacht und zerredet worden ist, wie das in der zeitgenössischen Literatur so oft geschieht, sondern daß es immer wieder auf einige seiner unzerredbaren Grundtatsachen zurückgeführt wird. Es sind Tatsachen, mit deren immerwährender Vergewärtigung das wahrhaft geistige Dasein des Menschen erst beginnt. Sie heißen Vergänglichkeit, Vergessenheit, Wandelbarkeit, Schmerz und Tod. Viele vermögen es, ihnen einen göttlichen Sinn, einen geheimen Ratschluß der Vorsehung unterzulegen; andere leiten wohl die Eitelkeit und die Sinnlosigkeit allen irdischen Daseins überhaupt aus ihnen ab. Britting tut in seinem Roman vom armen König Hamlet keines von beiden. Er schildert das Lebendige mit Dichtergewalt, er preist es hoch, und er beweint es zugleich, - und von jeher haben die echten Dichter nichts anderes getan.

[1932]